

Zitierhinweis

Rustemeyer, Angela : recension de : Jana Osterkamp / Martin Schulze Wessel (eds.), Exploring Loyalty, Göttingen : Vandenhoeck & Ruprecht, 2017, dans : Jahrbücher für Geschichte Osteuropas / jgo.e-reviews, jgo.e-reviews 2019, 2, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/07ca4fddcd6e4cf283e5e7cb48c26de0>



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

letztlich nicht neuen Befund politischer Fragmentierung interpretieren sie als Erbe des Russländischen Imperiums und dessen schwacher Institutionen.

Insgesamt ist festzuhalten, dass der anzuzeigende Band unter der Perspektive „Phantomgrenzen“ wichtige Strukturen und Entwicklungen neu fokussiert darstellt. Die für die einzelnen Sektionen exemplarisch in dieser Rezension aufgeworfenen Fragen zeigen aber, dass die Beiträge des vorliegenden Werkes zahlreiche wichtige Aspekte nicht erschöpfend abhandeln, da sie eher „klassische“ Themenfelder der obersten staatlichen Hierarchie zum Gegenstand haben. Obwohl die unteren Ebenen der staatlichen und damit gesellschaftlichen Entwicklung in der Einleitung zumindest skizzenhaft dargestellt werden, würden Studien zur regionalen und kommunalen Ebene sicherlich neuere Erkenntnisse über die „Fragmentiertheit“ des polnischen Staates und den Einfluss von „Phantomgrenzen“ hierauf erbringen. Auch fehlt dem Band – etwa in einem kommentierenden abschließenden Beitrag – eine grundlegende Diskussion des Konzepts der „Phantomgrenzen“ und seiner Fruchtbarkeit für die Entwicklung einer „neuen“ Geschichte der Zweiten Republik, wird doch in den Aufsätzen deutlich herausgearbeitet, dass zwar die alten Grenzmarkierungen zwischen den Teilungsgebieten (formal) eingerissen worden waren, dass aber die Grenzen (z. B. in der Entwicklung des Schulsystems oder der kommunalen Selbstverwaltung) weiterhin real spürbar waren. Insofern bejahen die Beiträge durchaus die im Titel gestellte Frage nach einer durch „Phantomgrenzen“ „fragmentierten Republik“.

HEIDI HEIN-KIRCHER
Marburg/Lahn

Exploring Loyalty

Ed. by Jana Osterkamp and Martin Schulze Wessel. Göttingen:
Vandenhoeck & Ruprecht, 2017. 240 S., Abb. = Veröffentlichungen des
Collegium Carolinum, 136. ISBN: 978-3-525-37317-0.

Loyalitäten im Wandel werden in diesem Band aus der Sicht sowohl der Imperiumsforschung, bezogen auf das Russische und das Habsburgerreich sowie die Warschauer-Pakt-Staaten unter sowjetischer Dominanz, als auch der Nationalismusforschung untersucht. Nicht berücksichtigt wird hingegen der Wandel von Loyalitäten im Zuge der sozioökonomischen Teilmodernisierung einer von langer Erbuntertänigkeit geprägten Großregion, in der sich traditionale Dienstverhältnisse und Marktbeziehungen überlagerten.

Ausgangspunkt ist für die Herausgeberin und den Herausgeber die vormoderne persönliche, nur im Singular existierende „Treue“. Sie wird teilweise transformiert in oder abgelöst von Loyalitäten (im Plural) zur Nation, zur Klasse oder – in den sozialistischen Ordnungen – zur Partei (S. 4). Allerdings konserviert absolutistische und imperiale Herrschaft die personale Beziehung zum Monarchen auch im Zeitalter der Formierung moderner Nationen (S. 8 f.).

Letzteres zeigt PETER BUGGE am Fall der tschechischen Nationalbewegung: Der Konstitutionalismus in Österreich ab 1861 räumte vor allem den Deutsch-Österreichern durch die Schaffung eines Zentralparlaments reale Partizipationsrechte ein, infolge dessen sich die Tschechen diskriminiert sahen. Dadurch geriet das tradierte reziproke Verhältnis zwischen einer sich geradezu rituell als loyal zum Kaiser etikettierenden tschechischen Elite und dem nun nicht mehr absoluten Monarchen aus dem Gleichgewicht.

Die vormoderne Treue und ihr Transformationsprozess bis zum 19. Jahrhundert bleiben in diesem Band allerdings diffus. Dadurch kann nicht voll eingelöst werden, was das eindrucksvolle Titelbild, eine Darstellung des Treueids ungarischer Adliger gegenüber Maria Theresia (1741) aus dem Vormärz, verspricht. Auch die Verknüpfung zwischen dem 19. Jahrhundert und der späten Moderne bleibt schwach. Zum Beispiel hätte eine Analyse rückwärtsgewandter, an imaginierter „Treue“ orientierter Loyalitätsanforderungen in Institutionen und Organisationen des 20. Jahrhunderts eine stärkere Integration der Beiträge gewährleisten können. TODD H. WEIRS auf Theoriebildung zu Loyalitäten im Sowjetblock angelegte Skizze nimmt Rückbezüge auf das 19. Jahrhundert jedoch nur sporadisch vor.

Die konzeptionelle Verbindlichkeit ist in diesem Buch also eher gering. Das läuft stellenweise auf eine Wiederholung von Bekanntem hinaus, das sich an die Frage nach konkurrierenden Loyalitäten anbinden lässt. Dies gilt etwa für ALEXEI MILLERS Beitrag, der wichtige, aber nicht neue Erkenntnisse zu den disparaten Referenzgrößen nationaler Selbstdefinition der Ukrainer im Zarenreich und in der Habsburgermonarchie und deren Nachwirkungen zusammenfasst. Der Band enthält aber auch innovative, mindestens jedoch experimentelle Beiträge.

MIKHAIL DOLBILOV untersucht für die Zeit vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis in die 1870er Jahre die Repräsentation „wahrer“, sprich: gefühlter Loyalität zum Zaren, zum Reich und zur russischen Nation, und zwar in Werken von Dichtern und Publizisten sowie in Äußerungen sowohl der Herrscher selbst als auch aus ihrer Umgebung. Dabei macht er die Bedeutung der Formel „in der Seele russisch“ für die Profilierung eines extremen, exkludierenden russischen Nationalismus deutlich. Problematisch ist, dass der Autor die Einforderung emotionalen Engagements von denen, die dem Herrscher Loyalität schuldeten, zwar bei Peter dem Großen ansetzt, zur Entwicklung bis zum Ende des 18. Jahrhunderts aber schweigt. So entgeht ihm in seinem Exkurs in die Religionsgeschichte, dass die ideologische Konstruktion und

institutionelle Gestaltung „wahrer“ (sprich: aufgeklärter), auch nichtchristlicher Religiosität als Garant für Loyalität zum Herrscher bzw. zur Herrscherin und zum Staat nicht erst im 19. Jahrhundert erfunden wurden. (Vgl. dazu wenige Seiten weiter FRANZISKA DAVIES' Bezugnahme auf den gut bekannten „Staatsislam“ unter Katharina II. der Großen.) Gelegentlich weicht Dolbilov zugunsten eigener Einschätzungen „echter“ Emotionalität und Nüchternheit von der Diskursanalyse ab. So sieht er einen Widerspruch zwischen regulärem Staat und Emotion (S. 39), der für die Zeitgenossen vielleicht gar nicht bestand.

Ähnlich erweckt MARTINA NIEDHAMMER in ihrer Analyse zweier wertvoller Zeugnisse zur Haltung von Prager Juden gegenüber dem habsburgischen Kaiser in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bisweilen den Eindruck, als könne sie anhand zweier komplementärer Quellen aus dem Gezeigten das Gefühlte ableiten und den Beweis für tatsächlich subjektiv empfundene und damit objektiv „wahre“ Loyalität erbringen. Dieser wäre aber auch einer breiteren Quellenbasis nur schwer abzurufen.

Der Band ist naturgemäß dort am besten, wo die Autoren und Autorinnen auf sicherer Quellengrundlage ein klar umrissenes Sozium, bestimmte Institutionen oder deutlich definierte soziale Praktiken untersuchen. Auf FRANZISKA DAVIES' Aufsatz über die Krimtataren und die Militärreform von 1874 in Russland trifft das zu. Dieser Beitrag gibt Einblick in die Versuche zur Etablierung einer Staatsbürgerschaft unter den Bedingungen eines autokratisch regierten Vielvölkerreiches, ist aber auch militärgeschichtlich von Interesse. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht betrieb die Regierung neben der Effizienzsteigerung der Armee auch die Integration der Untertanen in den Staatsverband und ihre – begrenzte! – Transformation zu Staatsbürgern. Die Krimtataren stellten dabei angesichts der langjährigen Abwanderung aus ihren Reihen ins Osmanische Reich eine besondere Herausforderung dar. Über Jahrzehnte hatte die zarische Obrigkeit in der Absicht, die Krim zu christianisieren, die Emigration der Muslime durchaus begrüßt. Seit den 1860er Jahren manifestierten sich jedoch in Rechtssetzung und Politik des Zarenreiches Ansätze eines von konfessionell geprägten Vorstellungen unabhängigen Verständnisses vom Staatsbürgertum, das zu einer negativen Bewertung dieser Abwanderung führte. Folgerichtig wurde der Versuch unternommen, die Krimtataren, wie auch andere Muslime, über die Einbeziehung in die allgemeine Wehrpflicht zu loyalen Staatsbürgern zu machen. Der Widerstand der Betroffenen dagegen sollte mit der Einrichtung einer eigenen krimtatarischen Schwadron und der Rücksichtnahme auf die religiösen Belange der Rekruten aufgeweicht werden. Hier wiederholt sich das bei den Reformen Alexanders II. zu beobachtende Muster der gezielten Separation und der Herstellung institutioneller Diversität zur Abfederung der Modernisierungsmaßnahmen. Die krimtatarische Schwadron war weniger dauerhaft als beispielsweise die separate Bauernjustiz oder die gesonderten Gerichte für Muslime im späten Zarenreich, politisch aber ebenso zweischneidig. Davies präsentiert auch Narrative über die Beteiligung von Tataren am Krieg gegen Napoleon. Es wäre

interessant, deren Kompatibilität mit der Meistererzählung vom „Volkskrieg“ gegen den „Antichristen“ zu vermessen.

Mit Militärangehörigen als einer Gruppe, an die höchste staatliche Loyalitätsanforderungen gestellt werden, beschäftigt sich JENS BOYSEN in seinem Beitrag über Offiziere im sozialistischen Polen und der DDR. Die Frage nach der Loyalität der Soldaten und Offiziere stellte sich hier im besonderen Maße, weil der sozialistische Staat unter Verzicht auf Gewaltenteilung Einfluss und Zuständigkeit des Militärs wuchern ließ. Vertreter der militärischen Eliten Polens und der DDR gehörten gleichermaßen den Führungsgremien von Seestreitkräften und Luftverteidigung des Warschauer Pakts an. Beide Eliten unterstanden sowjetischer Dominanz. Ähnlichkeiten zwischen der polnischen Armee und der NVA bis in die Formeln zur Vereidigung von Rekruten standen jedoch diametral gegenläufige historische Erfahrungen bzw. deren Konstrukte – z. B. die selektive Rezeption preußischer militärischer Tradition in der DDR – gegenüber. Boysen erklärt schlüssig die Hyperloyalität der DDR-Elite, die auf der Suche nach Vereinbarkeit der eigenen Legitimation mit den historischen Narrativen der Partner im Warschauer Pakt und insbesondere der Sowjetführung über den Zweiten Weltkrieg transnationale Klassenloyalität konsequent umzusetzen bestrebt war. Für die Polen hingegen blieb die Nation die dominierende Referenz – ein Gegensatz, der bis heute nachwirkt.

MARK CORNWALL zeichnet am Beispiel Kroatiens in den Jahren 1908–1910 den Weg von einem sich verdichtenden Verratsdiskurs in der Öffentlichkeit zu einem Verratsprozess nach, der letztlich auch der Weg in den Ersten Weltkrieg war. Im öffentlichen Raum rivalisierten in Kroatien drei politische Gruppen, von denen eine für die Loyalität Kroatiens zu Ungarn stand, eine weitere für die exklusive Loyalität zur kroatischen Nation, welche das Ende der ungarischen Präsenz verlangte und zudem jede Übereinkunft mit den Serben ausschloss, während die dritte gerade für eine kroatisch-serbische Allianz stand. Die Regionalregierung war den extremen Gegensätzen nicht gewachsen. Der königliche Statthalter (*ban*) versuchte, Loyalitätsbekundungen der kroatischen Bevölkerung einzuholen, die dann aber mehrdeutig ausfielen, so dass er nicht imstande war, sie zu interpretieren. Von der Eskalation der öffentlichen Diffamierung vermeintlicher Verräter, welche die Befürworter einer kroatisch-serbischen Allianz traf, ließ er sich einerseits treiben. Andererseits heizte er diese Eskalation selbst an und entsprach damit dem Wunsch Wiens, die Annexion Bosniens und der Herzegowina zu rechtfertigen. Kritische Stimmen geißelten den Verratsprozess gegen kroatische Serben, zu dem es schließlich kam, als Gipfel einer neuen Dreyfus-Affäre. Das Verfahren wurde jedoch vom österreichischen Rechtsstaat durchkreuzt: Wegen gefälschter Beweise wurde der Schuldspruch aufgehoben. Zu denken gibt allerdings Cornwalls Beobachtung, dass in diesem Prozess auch einer der späteren Beteiligten am Attentat von Sarajevo vor Gericht stand – Weitsicht seiner Feinde oder Beweis für die

radikalisierende Wirkung, die solche Verfahren dort entfalten, wo sie nicht (mehr) einzuschüchtern vermögen?

HELÉNA TÓTH begibt sich in ihrer Langzeitstudie auf die in diesem Band sonst kaum erreichte Ebene der „interaction between ordinary people and regime“ (S. 201). Im ersten Teil befasst sie sich mit dem Wechsel von Nachnamen in Ungarn von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, im zweiten Teil mit dem Ritual der Verleihung des Vornamens an Neugeborene. Dies ist etwas inkonsequent: Das erste Thema passt nicht in die beabsichtigte Analyse von Übergangsriten, beim zweiten verzichtet die Autorin auf die Analyse der verliehenen Namen selbst, die ohne aufwändige Datenerfassung auch kaum möglich wäre. Tóths Argument, das Ritual der Namensgebung sei im Zeichen der Konkurrenz zwischen sozialistischem Regime und Kirche zu einem vorrangigen Indikator für Loyalität geworden (S. 181), ist aber akzeptabel. Tóth zieht in ihrem Beitrag auch die Statistik heran. Diese untersucht sie nicht nur als historische Quelle zur Verbreitung der hier interessierenden Namensgebungspraktiken, sondern auch in ihrer Funktion als Informationsquelle der sozialistischen Regierung und als Manifestation zählebiger Konkurrenz von Weltanschauungen. Der dominierende Bezugspunkt für politische Loyalität war zu Beginn des Untersuchungszeitraums, so Tóth, die ungarische Nation, das entscheidende Kennzeichen der Zugehörigkeit dazu waren die Sprache und entsprechend auch der ungarische Nachname. Die Autorin untersucht, in welchem Maße und mit welchen Begründungen Personen ihre Nachnamen ändern ließen, und stellt fest, dass noch nach dem Zweiten Weltkrieg „nationale Gefühle“ der meistgenannte Grund waren. Das Prozedere der Namensänderung wandelte sich indessen: Konnten Juden zu Beginn des Untersuchungszeitraums relativ leicht einen ungarischen Nachnamen annehmen, so wurde dies auch für getaufte Juden mit dem sich ausbreitenden Rassismus in den 1930er Jahren extrem erschwert. Unter der kommunistischen Regierung trat an die Stelle der Nation als Bezugspunkt für Loyalität die Klasse. „Klassenloyalität“ spiegelte sich in der Bereitschaft der Bevölkerung, die Namensgebung von Kindern statt mit einer Tauffeier mit einem neuen, sozialistischen Ritual zu begehen. Die Botschaft, welche die Statistik den kommunistischen Machthabern zutrug, war jedoch wenig befriedigend: Noch Mitte der 1980er Jahre erfreute sich das nun längst nicht mehr neue Namensgebungsritual deutlich geringerer Beliebtheit als die Taufe. In dem insgesamt ungleichgewichtigen Band ist dies einer von mehreren sehr anregenden Beiträgen.

ANGELA RUSTEMEYER

Köln